

GEDENKREDE ZUM VOLKSTRAUERTAG AM 17.11.25 AN DER PETERSKIRCHE HEIDELBERG

Prof. Dr. Thorsten Moos, Dekan der Theologischen Fakultät

Verehrte Universitätsgemeinde,

erlauben Sie mir zu Beginn eine persönliche Bemerkung. Ich hatte lange große Schwierigkeiten mit diesem Anlass. „Volkstrauertag“, das klang für mich nach meinem Großvater, der an solchen Tagen von gefallenen Kameraden sprach, ansonsten aber seine Kriegserfahrungen in einem Mantel von Schwejk'scher Soldatenpfeffigkeit verbarg, bevor sie ihn in der Demenz mit voller Wucht wieder einholten. „Volkstrauertag“, das klang für mich als Jugendlichen vor allem nach einer düsteren emotionalen Inanspruchnahme, verbunden mit Gedenkortern aus Granit, Fahnen, Ausgehuniformen und dunklen zivilreligiösen Riten. Ich sträubte mich, hineingezogen zu werden in ein Gefühlskollektiv, dessen Memorialkultur mir fremd war und dessen Befindlichkeit ich nicht angehören wollte. Ich war durchaus emotional hoch involviert in der Gedenkarbeit, engagierte mich in der KZ-Gedenkstätte Dachau für Jugendbegegnungen und Zeitzeugengespräche; allein ich brachte das nicht zusammen mit der Trauer meines Großvaters, der in der Bundesrepublik nie angekommen war. Ich wollte nicht Teil eines diffusen „Volkes“ sein, das in alle Richtungen zu trauern aufgefordert war.

Meine Einstellung zum Volkstrauertag hat sich geändert, und zwar aus zwei Gründen. Zum einen begegneten mir mehr und mehr ganz konkrete Orte und Geschichten der Trauer. Ein Dorf, auf dem Marktplatz die Gedenktafeln mit den Namen der Gefallenen: Es sind immer wieder dieselben wenigen Nachnamen: dieselben, die auch auf den Grabsteinen der Altgewordenen und auf den Klingelschildern der Lebenden stehen. Konkrete Familien, Gesichter und Geschichten.

So auch im Gedächtnis unserer Universität: Wir gedenken nicht Namenloser und Unbekannter, sondern konkreter Menschen: der Studierenden, Lehrenden und Mitarbeitenden der Universität, die in den Kriegen und in der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft entrechtet und getötet wurden. Im Gottesdienst wurde erinnert an Karl Theodor Jaspers, Raymond Klibansky, Arthur Rosenthal, Gerta von Ubisch. Wir denken an eine Zeit, in der unsere Universität ein Ort des Terrors und der Angst war.

Ich möchte in diesem Jahr besonders an Walter Jellinek erinnern. Staats- und Völkerrechtler, von 1929 an Ordinarius für Staatsrecht an der Universität Heidelberg. Gut zwei Monate nach der Macht ergreifung der Nationalsozialisten begann die „Säuberung“ der Universitäten. Paragraph 3 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ sah vor, dass Beamte nichtarischer Abstammung aus dem aktiven Dienst zu entfernen seien. Walter Jellinek war Sohn der Frauenrechtsaktivistin Camilla Jellinek, geb. Wertheim, und des Staats- und Völkerrechtlers Georg Jellinek, der 1907 der erste Prorektor der Heidelberger Universität mit jüdischem Hintergrund gewesen war. Nach den Nürnberger Gesetzen von 1935 galt Walter Jellinek als „Volljude“, wurde zunächst beurlaubt, verlor seine Professur 1936 und entging 1945 nur knapp der Deportation. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs erhielt er seine Professur zurück – an einer Fakultät, an der auch tragende NS-Juristen weiter auf ihren Lehrstühlen saßen.

Wir haben vor einigen Wochen das Camilla-und-Georg-Jellinek-Zentrum für Ethik an unserer Universität gegründet. Auf dem Festakt zur Eröffnung hat Albrecht Koschorke, Enkel Walter Jellineks, der Universität Dokumente aus dem Familienbesitz übergeben. Darunter befindet sich die Abschrift einer behördlichen Eingabe Walter Jellineks vom Januar 1935, in der er versucht nachzuweisen, dass seine Herkunftsfamilie eigentlich aus böhmischen Bauern bestehe, die im 18. Jahrhundert aus religiösen Gründen zum Judentum konvertiert seien; er sei also Arier. Es ist ein tief bedrückendes Dokument

der Repression, der Demütigung und der Angst. Wir denken an die entrechteten und getöteten Mitglieder der Universität.

Ein zweiter Grund, weswegen sich meine Haltung zum Volkstrauertag geändert hat, ist ein politischer. Die Philosophin Judith Butler hat den Begriff der Betrauerbarkeit entwickelt. Ihre These ist, dass unter den jeweils spezifischen Bedingungen einer Gesellschaft bestimmte Menschen als betrauerbar gelten und andere nicht. Um manche Tote wird geklagt, um andere nicht. Hieran bemisst sich, ob der Verlust eines Lebens als Verlust gilt, mithin, ob ein Leben als ein Leben mit Wert anerkannt wird oder nicht. An der Trauerkultur einer Gesellschaft lässt sich also ablesen, welchen Menschen Würde zugesprochen wird und welchen nicht. Insofern ist die Geschichte des Volkstrauertages eine Lerngeschichte der Menschenwürde: Zunächst installiert für das Gedächtnis an das Heldentum der eigenen Soldaten, später sukzessive erweitert auf Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft insgesamt, legt er Zeugnis ab von einer Einübung in die Entkopplung der Menschenwürde von ethnischen, geschlechtsbezogenen, religiösen und anderen Markierungen.

Doch diese Lerngeschichte ist nicht irreversibel. Wir erleben überall auf der Welt Versuche, die Betrauerbarkeit zu begrenzen; zu separieren in diejenigen, deren Schicksal uns etwas angeht, und diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist. Das gilt für die neuen Nationalismen und die Konjunkturen völkischen Denkens; und das gilt für die Kriege unserer Tage, die eingebettet sind in geteilte Trauerkulturen, in Frontlinien des Gedenkens. In der Trauerkultur wird sichtbar, wie sehr die Mechanismen der Befindung unsere Humanität selbst affizieren. Daran möge uns der heutige Tag, der Volkstrauertag, mit seinen irritierenden Holismen („Volk“; „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“) erinnern. Wenn das Volk, also das kollektive Subjekt des Gedenkens, wieder ein ethnisches wird, und die Opfer wieder unsere Helden werden, wenn also auf Objekt- wie Subjektseite weniger als die Menschheit steht, ist alles verspielt. Hier hat die Universität Heidelberg als eine hochgradig internationale und plurale Universität das gute Erbe ihrer Offenheit und Liberalität zu bewahren und zu entwickeln – in Zeiten, die nicht leichter werden.

Noch eine Mahnung enthält dieser Volkstrauertag für mich. Aus meiner eigenen Familiengeschichte ist mir sehr präsent, wie die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges noch die Gegenwart prägt, wie Trauma und Trauer keineswegs abgeschlossen sind. Um so unerträglicher empfinde ich das – und sei es medial-indirekte – Erleben der gegenwärtigen Kriege und Terrorregime. Zu wissen, dass auch heute, in den kommenden Stunden, Menschen schreckliche und vermeidbare Tode sterben werden, und dass die Trauer um diese Menschen die Zukunft bestimmen, Gesellschaften zerreißt, Hass perpetuieren wird. Antizipatorische Trauer, Trauer im Futur zwei: Ein unmögliches und zugleich unerträgliches Gefühl, und eine Mahnung an uns in allen Lebensbezügen, die Trauer von morgen nach Kräften, wie begrenzt diese auch immer sein mögen, zu verhindern.